

Georg Kaisers „Oktobertag“

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXIV. Jahrgang 1928, 1. Band

Georg Kaisers „Oktobertag“ In Hamburg, wo ich mich selbst als Vortragender über Fragen des Theaters aufzuführen hatte, begegnete ich einer Uraufführung: „Oktobertag“ in, den Kammerspielen. Das literarische Theater Hamburgs liegt im Besenbinderhof, nämlich in einer Höhle, in die man rettungslos eingeschluckt wird. Übrigens nicht durch einen Förderkorb, was das richtigste wäre, sondern durch eine Treppe. Da muß mal eine Rutschbahn oder etwas ähnliches gewesen sein. Ob es an der Höhle lag, an der gewissen Untertagsstimmung, ich hatte von dem Publikum den Eindruck, daß es sich in eine dunkle Veranstaltung hineinziehen ließ, auf die man gar nicht so stolz zu sein brauchte. Es ist da weniger Festlichkeit, weniger atmosphärische Spannung als bei einer berliner Premiere, vielmehr ein trockener sachlicher Ernst, wie er sich für ein literarisches Ereignis schickt. Das Berlin sich wieder mal entgehen ließ, und zwar mit Unrecht. Denn Georg Kaiser gehört gar nicht mehr zur nur Literatur, er hat längst den Begriff des reinen Theaters, den Sinn für Probleme, die sich in zwei Stunden erledigen lassen und so restlos, daß ein Bodensatz von Nachdenklichkeit nicht immer übrig bleibt.

Dieser „Oktobertag“ ist ausgezeichnet erfunden, Erfindung auf einer Nadelspitze, aber glänzend ausbalanciert. Die Sache steht, und zwar folgende: Catharine Coste, wohlbehütete und tugendhafte Nichte eines großen Mannes in der Provinz hat ein Kind bekommen; in den Geburtswehen schreit sie einmal den Namen des Vaters, eines pariser Leutnants, von dem niemand nichts weiß. Onkel Coste läßt den Leutnant aus Paris kommen zu einem scharfen Verhör; der hat eine Hochzeit gefeiert, ohne dabeigewesen zu sein. Ein vergessener Aufenthalt zwischen zwei Zügen in irgend einem Städtchen. Was tut ein Leutnant aus Langeweile? Sieht sich einen Juwelierladen an, geht in die Kirche, darauf in die Oper. Catharine besah

mit ihm dieselben Ringe in dem Laden, kniete neben ihm vor demselben Hochaltar (den Namen gab die offenliegende Mütze her), saß endlich in derselben Loge. Ekstase und Unio mystica; der Leutnant wird zum Marquis von O. Woher aber das Kind? Wird von einem Schlächtergesellen geliefert, der seine Braut, die Zofe nachts besuchen wollte, und den die Haustochter in ihr Schlafzimmer zog. Kein Licht wurde gemacht. Stellen Wir uns die Szene nicht zu genau vor, oder verlassen wir uns auf Catharinens jungfräuliche Unerfahrenheit, noch dazu im Zustand der Ekstase. Verlassen wir uns vor allem auf Georg Kaisers Geschicklichkeit, die fabelhaft überredet, die nächstliegenden Einwände wegredet. Der Schlächtergeselle meldet seine Ansprüche an, nicht auf das Mädchen, sondern auf eine anständige Entschädigung für seine Mühe und für seine Diskretion. Sehr starke Szene zwischen dem natürlichen Vater und dem mystischen, den die Ekstase der jungen Mutter angesteckt hat. Wenn ein Liebeswunder (vgl. Wahlverwandtschaften) geschah, darf es keinen Schlächtergesellen geben. Also wird er vom Leutnant umgebracht, der grade umschnallt. Nicht Mord, sondern Totschlag aus der Ekstase, aber logischer gemußter Totschlag. Sehr kompliziert, sehr einfach.

Glauben wir das? Ja, wenn wir der Catharine glauben. Fräulein Schwannecke macht die Bergner nach mit schmal zusammengezogenen Schultern, mit noch leisem, selten verständlichen Hauchtönen. Wir glauben ihr dennoch und auch ihrem Partner Herrn Gründgens, obgleich, er nicht das Richtige für den mystischen Bräutigam hat, auch nicht die Feinheit und Schlankheit eines Aristokraten, dem eine sehr glänzende Existenz an einem Oktobertag zerbricht. Bei völliger Schuldlosigkeit, die uns doch fast tragisch anhaucht und nicht nur für zwei Stunden: Das Leben ist merkwürdig! Was einem da nicht alles passieren kann! so zwischen zwei Zügen! Das Leben ist grausam, aber es hat auch eine schöne Grausamkeit und lauert immer noch mit Wundern. Das ernste Publikum ging mit, ging ins Wunder hinein. Die Hamburger applaudieren grundsätzlich nicht in der Pause, sondern erst am Schluß. Das geschah mit Bereitwilligkeit und Ausdauer, gegen eine Vorstellung, die man sich besser denken könnte, die der dramatischen Anekdote den

Kristallschliff des Sprachlichen schuldig blieb. Die Hamburger Kammerspiele sind jedenfalls mit rühmlichem Entschluß vorangegangen. Das Deutsche Theater wird ihnen, soviel ich weiß, folgen und wahrscheinlich die ekstatischen Kräfte der Thimig für die von keinem Schlächtergesellen zu befleckende Empfängnis einsetzen. Ein Bravo für Ho- moikas natürlichen Vater; er wird glänzend sein. Georg Kaiser, der Dramatiker, ist eine allzu flüssige, fast flüchtige Existenz geworden; hier hat er sich wieder einmal kristallisiert. Ein einfaches, einfarbiges, durchsichtiges Stück, aber nicht ohne magische Spiegelung, ein Kunststück des Erfindergeistes, aber nicht ohne Seele.